

**Zeitschrift:** ZeitBild  
**Herausgeber:** Schweizerisches Ost-Institut  
**Band:** 27 (1986)  
**Heft:** 16

**Artikel:** Auslandstudent in Woronesch  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1093462>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Auslandstudent in Woronesch

Unmittelbar nach dem Katastrophenfall von Tschernobyl zog London die britischen Auslandsstudenten aus der Region zurück. Für deren sowjetische Kommilitonen, die über ihre eigenen Medien nichts erfahren hatten, war das gegebenenfalls das erste Zeichen, dass etwas nicht stimmte. Unser Einsender, ein englischer Sprachstudent, war allerdings

schon zuvor regulär zurückgekehrt, weil er sein akademisches Jahr in der UdSSR zu Ende gebracht hatte. Sein Aufenthaltsbericht gilt also einer «ereignislosen» Periode, zeigt aber um so besser, wie sich das Leben in der Sowjetunion für einen jungen Menschen aus dem Westen präsentiert. Die Bilder zu diesem Beitrag sind vom Autor.

Meine beiden Semester verbrachte ich in Woronesch, 600 km südsüdöstlich von Moskau gelegen, nicht weit von der ukrainischen Nordgrenze, 800 000 Einwohner, eine sowjetische Industriestadt ohne sonderliche Kennzeichen, am relativen Moskauer Kosmopolitismus gemessen wohl «Provinz». Da mögen zehn Monate eine lange Zeit scheinen, aber für mich hat sie knapp ausgereicht, um an die dortige Mentalität überhaupt heranzukommen.

Wir 27 Briten und andere ausländische Studenten lebten zusammen mit sowjetischen Studenten im gleichen Heim, aber in so mancher Hinsicht nicht in der gleichen Welt. Der Unterschied betraf nicht nur die politischen Vorstellungen oder kulturellen Einbettungen, sondern auch unser gesamtes Verhaltensmuster mit allen unsern gesellschaftlichen Reflexen, wobei es natürlich um Kategorien geht, die einander überlagern.

Die Suche nach einer gemeinsamen Verständnisgrundlage ist im Sozialismus ohnehin ein Problem, und in einer vergleichsweise abgelegenen Stadt wie Woronesch wiegt es schwerer als in den Zentren wie Moskau oder Leningrad, wo die Vorgabe grösser ist. Auch jetzt noch befinden sich meine besten russischen Freunde nicht in Woronesch, sondern in Moskau; es redet sich dort leichter miteinander.

Ein englischer Kollege, der selber in der Hauptstadt studierte, fragte mich einmal, wie viele überzeugte Systemanhänger es in meinem einheimischen Bekanntenkreis von Woronesch gebe; in seiner Moskauer Umgebung kenne er keine solchen. Ich sagte ihm, dass ich in Wo-

ronesch *nur* solche kenne. Es hat keinen Zweck, mit separaten ideologischen Elementen rechten zu wollen, wenn sie in der gesamten Lebensweise integriert sind; man muss mit der Gesamterscheinung zu Rande kommen.

Ein Beispiel für die semantischen Schwierigkeiten ist das Wort «Propaganda». Im westlichen Sprachgebrauch impliziert es eine Abwertung, im sowjetischen eine Aufwertung. Das bezieht sich nicht nur auf die überall vorhandenen Abteilungen für Agitation und Propaganda, sondern auf den Begriff schlechthin. Ein Propagandist ist dort einer, der sich aktiv für das Gute einsetzt, einer, auf dessen erzieherische Qualität man sich verlassen kann, einer, der Überzeugungsarbeit leistet. Daran muss man sich gewöhnen, wenn man von «Propaganda» reden hört.

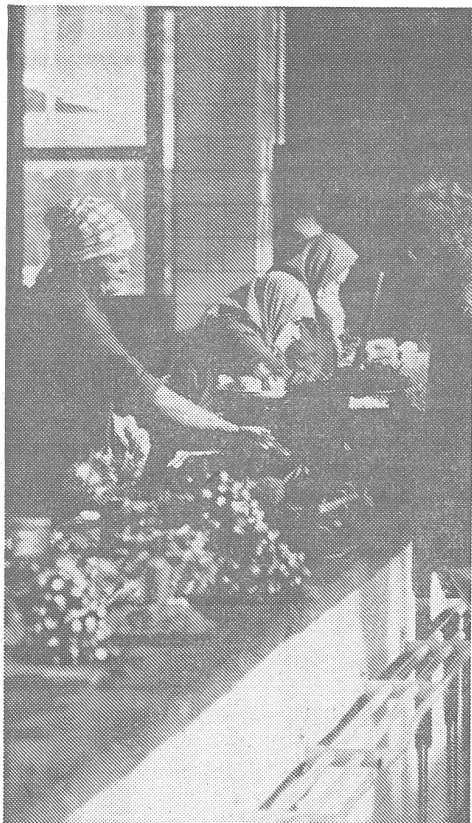
Die faktische Richtigkeit des propagandistischen Inhalts ist dabei weniger wichtig als die zum Ausdruck gebrachte höhere Wahrheit, die der richtigen Erläuterung bedarf. Das trifft sogar auf schiere Meldungen zu, und zu Beginn meines Aufenthaltes verwunderte ich mich noch darüber.

Nach dem Mord an Indira Gandhi bestand die unmittelbare sowjetische Radio-Berichterstattung darüber hauptsächlich in der Verlesung des Politbüro-Kondolenztelegrammes mit allen 13 Unterschriften, und das beschloss eine Nachrichtensendung, die zum Grossteil einer Kosmonautenehrung gewidmet war. Ich sagte



Fortsetzung auf Seite 10

Kind am Festumzug der Revolutionsfeier.



Fotographisch «spioniert»: Kolchosmarkt.

meinem sowjetischen Zimmergenossen, dass ich das komisch finde, und er tat mir dar, dass ich den Sinn des sowjetischen Informationswesens überhaupt nicht begriffen hatte. Eine Meldung zählt nicht nach ihrem Sensationswert, nicht einmal nach ihrem Neuigkeitswert; solche Elemente machen sie schon eher verdächtig. Was zählt, ist ihre erzieherische Verwertung, ihr Beitrag an die ideologische Bewusstseinsbildung, eben die positiv verstandene Propaganda.

Bei dieser Einstellung ist die Förderung kritischer Fähigkeiten weder das Ziel noch das Ergebnis. Das System ist ein Erziehungssystem, mitsamt der ungebrochenen Vorstellung von

der wohlverdienten Belohnung oder der wohlverdienten Bestrafung. Anders als im Westen gehen die Leute auch unbefangen mit Worten wie «Vernichtung» oder «Konzentrationslager» um; Rückschlüsse ziehen sie keine. Für mich eindrücklich war in dieser Beziehung die Vorführung des Filmes «Mephisto» von Istvan Szabo. Am Beispiel von Nazideutschland prangert er die widerspruchslose Hinnahme ideologischer Manipulation an, und ich war erstaunt, dass man so etwas überhaupt zulies. Aber offenbar erübrigten sich sowjetpädagogische Bedenken tatsächlich. Das Publikum besah sich den Film, blind für die «demonstrierte» Übertragbarkeit der Sache. Es ging doch um die deutschen Faschisten von damals, und damit hatte es sein Bewenden. Etwas anderes liessen sich die Zuschauer jedenfalls nicht anmerken.

Wenn ein Ausländer in der Sowjetunion annimmt, die Behörden liessen ihn auf Schritt und Tritt überwachen, irrt er sich selbstredend und überschätzt auch seine Wichtigkeit. Um so seltsamer nahm es sich aus, als uns die Aufmerksamkeit einer hautnahen Beschattung eines Tages doch zuteil wurde. Und dann gleich so, als habe einer die Handlung des billigsten Spionageromans ins mittlerweile auch schon verblichene Albanien von Enver Hodscha verlegt.

Das war aus Anlass eines Ausflugs in ein 60 km weiter gelegenes Naturreservat. Die Sache war gründlich vorgeplant und hatte einer Sondergenehmigung bedurft; unser Visum war entsprechend sowjetischen Bräuchen nur für Woronesch gültig, und neun Kilometer Umkreis gehörten noch dazu.

Unsere Gruppe wurde am Bahnhof in einen speziellen Waggon eingewiesen, vollständig leer bis auf drei Herren von gemessenem Aussehen. Sie blieben bei uns von Station zu Station, und sonst konnte niemand zusteigen, denn der Wagen war abgeschlossen. Es zeigte sich richtig, dass die drei schweigsamen Herren das gleiche Reiseziel hatten wie wir, und sie begleiteten uns wortlos bei der ganzen Besichtigung den ganzen Tag. Getarnte Finessen hielt man uns gegenüber ersichtlicherweise nicht für nötig.

Wir taten geziemend amüsiert (was soll man sonst tun, wenn man sich einer ruhigen Unverschämtheit hilflos ausgeliefert weiss?) und erkundigten uns bei unsern regulären Betreuern, was eine solche Übung denn eigentlich solle. Man müsse uns doch vor allfälligen Überfällen schützen, lautete der Bescheid. Bis dahin wäre ich nie auf den antisowjetischen Gedanken gekommen, dass ausserhalb unseres Obhutgebietes Woronesch die Zone der multiplen Wegelagererei beginne.

Ausser dem einen Zweck, uns bei guter Gelegenheit die Aufsicht auch einmal schön vorzuzeigen, war bei der ganzen Unternehmung tatsächlich kein Sinn auszumachen. Hätten wir unser Aufenthaltsgebiet eigenmächtig verlassen, wären wir tatsächlich so «unauffällig» gewesen wie bunte Hunde, und das bei einer Bevölkerung mit intakten Abwehrreflexen gegenüber allem Ausländischen.

Unsereiner wirkte schon in Kleidung und Geben exotisch. Und wenn man dazu noch mit einer schussbereiten Kamera herumging, war je nachdem der Schritt zum suspekten Element schon halb getan. Einmal fotografierte ich – was man darf – auf dem Kolchosmarkt, jenem freien Markt, auf dem die Bauern die private Produktion ihres Hoflandes gemäss Nachfrage und Angebot verkaufen. Die Zeiten, in denen das amtliche Auge scheinlich auf die nicht richtig systemkonforme Institution blickte, sind an sich längst vorüber, und so ein Markt bietet sich dem Film geradezu an, wenn man etwas Lokalkolorit einfangen will. So hob ich arglos den Apparat ans Auge und drückte ab. Aber schon stürzten von den Ständen zwei Leute auf mich los. Sofort solle ich den Film herausnehmen und belichten, sonst brächten sie mich zur Polizei. Verdattert stand ich ihnen Rede und Antwort, gab mich als Briten zu erkennen. Worauf ich in ihren Augen erst recht als Schnüffler dastand, hinterhältig darauf bedacht, das sozialistische System anzuschwärzen. Es kam zu einem mittleren Auflauf von Gleichgesinnten. Das dauerte an die zwanzig Minuten, und ich erhielt eine bessere Lektion in umgangssprachlichem Russisch als je zuvor. Schliesslich drehte ich mich ab und ging. Polizisten haben sich in



Ehrenwache von Jungen Pionieren und Kriegerdenkmal (von denen es in Woronesch mehrere gibt).

der Zeit keine blicken lassen. Sie hätten sicherlich auch wenig Lust verspürt, sich später von den Vorgesetzten ihr Verhalten gegenüber Ausländern durchleuchten zu lassen.

Auch wenn man nicht täglich soviel-marktschreierischen Argwohn erregt: unter Beobachtung steht man als Ausländer eigentlich immer. Ganz einfach weil man von der Norm abweicht, und weil die Norm richtig ist. Man fällt auf, wenn man andere Kleidung trägt (von grün gefärbtem Haar schweige ich lieber), wenn man bei der Zimmerinspektion im Heim nicht auf der korrekt angezogenen Oberdecke sitzt, wenn man zu laut redet. Und wenn man auffällt, wird man auch ermahnt. Hier fühlt sich jeder zuständig, vor allem einem Ausländer gegenüber, der sich unzivilisiert aufführt, njekulturni. Die Konformität ist da recht eigentlich zu einem Surrogat für Ethik geworden; da halten vermeintliche Analogien im Westen den faktischen Vergleich nicht aus.

Als ich im kalendarischen Winter ohne die obligate Pelzmütze durch die Strassen ging, machten mich beliebige Passanten gleich mehrmals auf mein Versäumnis aufmerksam; sie empfanden es als unziemlich. Die Belehrung kann von wohlwollend bis übelwollend in jeder Form kommen, aber sie kommt. In dieser Beziehung, glaube ich, ist man dem Typus des homo sovieticus im unattraktiven Woronesch näher als in Moskau.

Kleinliche Bevormundungen bestimmten auch unser Studentenleben. Wollte man zu einem Kollegen in einem andern Heim, musste man sich bei der Concierge ausweisen und den Besuchten nennen; zuweilen verfielen wir auf Schulbubentricks, um dem Prozedere zu entrinnen. Eine typische «Wachtjorscha» ist von fülliger und tyrannischer Beschaffenheit; ihr persönliches Regiment zählt durchaus. Eine besonders bärbeissige Nummer, die uns unartigen Briten Mores lehren wollte, verbot uns einmal schlicht und einfach den Zugang zur Mensa, in der wir mittags zu essen pflegten. Solange sie hier Dienst tue, gebe es für uns kein Durchkommen. Für unsereiner geeignet sei die Mensa im Studentenheim Nr. 2; diese war noch in Bau. Wir liessen ihren Humor lieb über uns ergehen, bis sie durch das Telefon abgelenkt wurde, und spurteten dann vorbei. Von Zeit zu Zeit stellte der Kontrollapparat die Ordnung summarisch wieder her, verkündete den Ausbruch einer Grippe-Epidemie und stellte das ganze Heim unter Quarantäne.

Bei alledem waren wir ja bloss ausländische Studenten, denen man es nicht ernstlich krumm nimmt, wenn sie mal harmlos über die Stränge schlagen. Für einheimische Erwachsene hingegen waren die Besuchsformalitäten eine Sache, der sich keine spielerischen Seiten abgewinnen liess. Sie kamen nur sehr widerstrebend, wenn überhaupt.

Sogar in umgekehrter Richtung ging es peinlich zu. Wurde man von Bekannten in ihre Wohnung eingeladen, kam es fast unweigerlich zur Ermahnung, auf dem Hof oder im Treppenhaus nur ja nicht englisch zu reden, und wenn ein neugieriger Nachbar «zufällig mal vorbeischaute», schob man uns aus dem Gesichtswinkel. Unbefangen verhielt sich da lediglich eine Familie von praktizierenden Baptisten, vermutlich deshalb, weil sie ohnehin schon als abartig eingeteilt war.

Unter sich im Refugium der eigenen Wohnung freilich tun auch die eingepassten Normalbürger nicht mehr fremd. Der Gast wird von der ganzen Herzlichkeit umflutet, für die Russland so berühmt ist. Man bringt ihm Hausschuhe, giesst ihm Tee ein, tischt alle erdenklichen Speisen und selbstgemachte Konfitüre auf, egal zu welcher Tages- und Nachtzeit. Man entlässt ihn mit Geschenken und heisst ihn wiederzukommen. Mit der gebotenen Unauffälligkeit beim Einzug durch die Nachbarschaft.

Was ich also vorhin über das positive Verhältnis der Sowjetbürger zu den Sowjetnormen sagte, schliesst nicht aus, dass es den Unterschied zwischen dem «öffentlichen» und dem «privaten» Gesicht durchaus auch gibt. Wozu vermutlich die Unterschiede zwischen den Kategorien von Sowjetbürgern hinzukommen: bei den Marktverkäufern, die mir meinen Film beschlagnahmen wollten, war ich nie daheim eingeladen.

Zur Offenbarung des «privaten Gesichts» viel weniger geeignet war das Studentenheim. Die meisten Aktivitäten ausserhalb des Lehrplanes fanden amtlich durchgestaltet im Rahmen der Komsomol-Universitätsorganisation statt; wir Ausländer waren da nicht eingeladen. Erwünscht war immerhin unsere aktive Teilnahme an einem Friedensliederabend. Wir waren auf Unverfänglichkeit bedacht und wählten das nette Dingchen namens «Ein bisschen Frieden», mit dem das nette Dingchen namens Nicole vor ein paar Jahren den Eurovisions-schlagerwettbewerb gewonnen hatte. Unsere Sängergruppe trug das dann vor. Zugewiese-

nermassen genau unter einem grossen Spruchband mit der Aufschrift «Für Frieden, Freundschaft und anti-imperialistische Solidarität». Seltsamerweise war es dann doch unser Süssschaumliedchen, das bei diesem martialischen Friedensanlass den Preis errang.

Ansonsten freilich ist es immer der Friede selbst, den man zu erringen hat, und zwar als Sieg über die Feinde, die definitionsgemäss auch Friedensfeinde sind.

In einem Café hat die spätmütterliche Servier-tochter zu Ehren der Engländer Kaffee ringsum spendiert und sich teilnahmsvoll in ihrer ganzen Sitzbreite bei uns niedergelassen. Ja, die armen Engländer; ist das Elend dort denn noch auszuhalten? Ja, und was ihnen auch noch abgeht, diesen Engländern, das ist die Erfahrung mit dem Krieg. Ist es denn menschenmöglich, dass sie so gegen den Frieden sind, sagen Sie, sind die wirklich so?

Natürlich hätten wir als westliche Studenten die Antwort über den Feindbildabbau geben können. Aber das wäre genauso behelflich und genauso mitmenschlich gewesen wie eine Antwort auf suahelisch. Und schliesslich durften wir uns am Kaffee wärmen, den uns die Babuschka aus voller Kanne und aus vollem Herzen eingoss, ganz Mütterchen Russland. ■



Ihr Teppich- und Bodenbelagsgeschäft

W. Geelhaar AG Bern  
Thunstrasse 7  
am Helvetiaplatz  
Tramlinien 3 + 5

Telefon 031 43 11 44

Auch für Reparaturen und  
Reinigungen von Orient-,  
Handweb- und Berber-  
teppichen sind wir Ihr  
Vertrauenshaus.

STEIGER  
DRUCK AG  
BERN



Moserstrasse 31  
3014 Bern  
Telefon 031 41 27 75

... Steiger druckt's